

Willi Keller: Die Sprache der Seele

Der Kunstmaler Willi Keller hat für sein Gesamtwerk den Anerkennungspreis der Rheintaler Kulturkommission erhalten. Bevor sich der gebürtige Schaffhauser 1980 in Marbach im St.Galler Rheintal niederliess, hatte er während zwanzig Jahren in Zürich gelebt und gearbeitet. Von 1963 bis 1972 als Psychiatriepfleger, dann als Künstler.

Denn sobald man den Surrealismus aus einer historischen Perspektive betrachtet, zeigt er sich als ein Phänomen, das zu allen Zeiten erkennbar wird. Breton und seine Freunde haben ihre Vorläufer von Heraklit bis hin zu Rimbaud, und so betrachtet werden sie auch ihre Nachfolger haben.

Maurice Nadeau

Den Mann quälte die Sehnsucht nach dem Meer, dessen Wellen er noch nie an eine Küste hatte schlagen sehen. Da er mit Pinsel und Farbe umzugehen wusste, fand er einen Weg, seine Sehnsucht zu lindern: Er malte ein Bild vom Meer. Als er im hohen Alter das Meer doch noch zu sehen bekam, war er enttäuscht – über sich. Er sagte, das Meer sei nicht richtig gemalt auf seinem Gemälde. Weil er nicht das Meer, sondern seine Vorstellung vom Meer gemalt hatte. Dieser Mann war Willi Kellers Grossvater.

In der Enge

Strasse und Bahntrasse zwängen sich durch die Enge, wie die Gegend heisst, in der Willi Keller seine Kindheit verbringt. Wo sich das Tal zum Klettgau hin öffnet, liegt das Schaffhausische Dorf Beringen. «In dieser Enge bin ich aufgewachsen, und genauso habe ich mich gefühlt», erinnert sich Willi Keller, der ein Jahr vor Kriegsende am 21. Februar 1944 in Schaffhausen geboren wird.

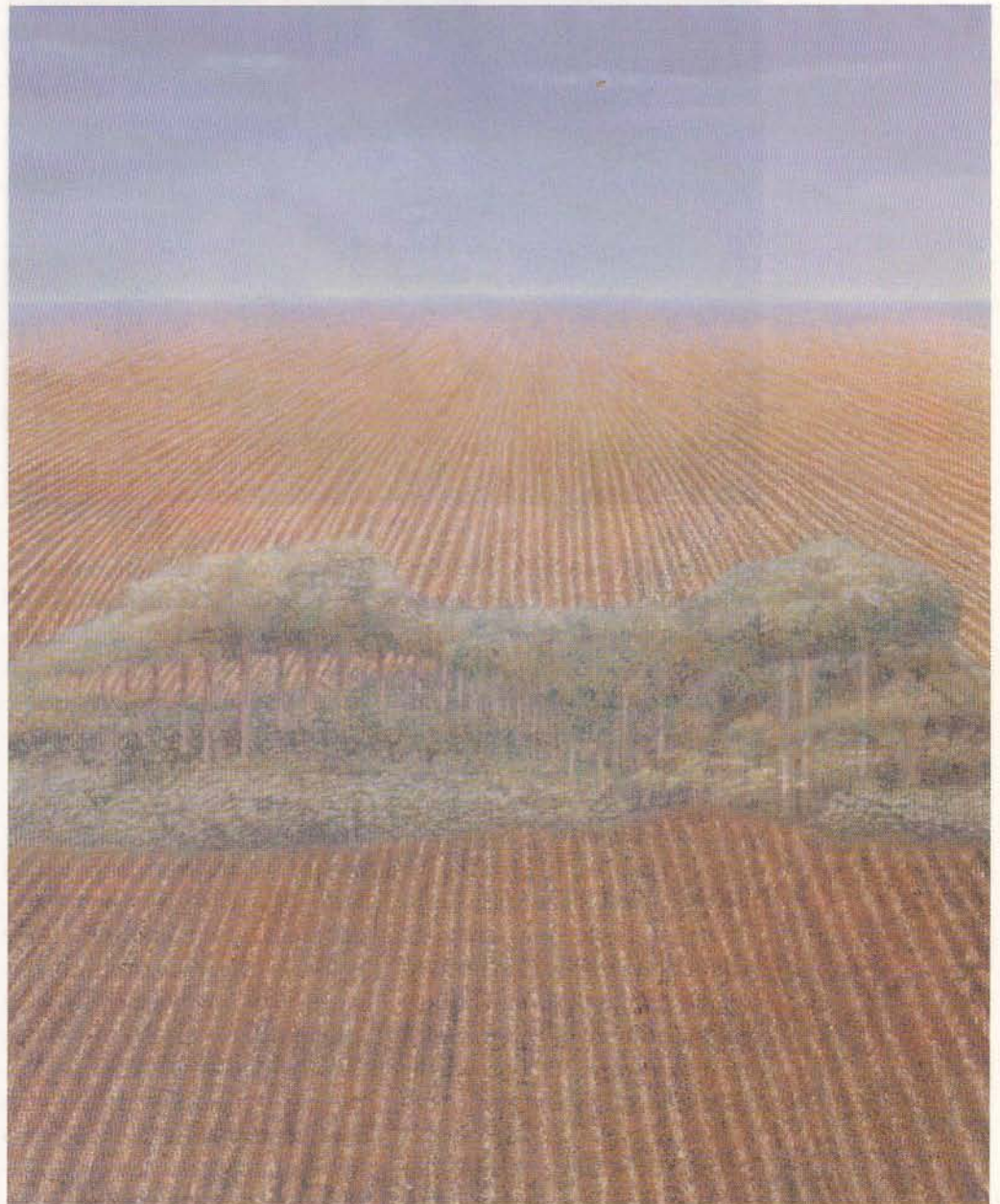
Das Wechselspiel von Enge und Weite, von Nähe und Ferne findet sich später in seiner Malerei wieder.

Seine wichtigste Bezugsperson in Kindertagen ist der Grossvater. Ihn liebt er innig, ihm schaut er aufmerksam zu, wenn er an der Staffelei arbeitet, ihn ahmt er schliesslich eifrig nach. Der Grossvater ist Flachmaler von Beruf. Die Kunstmaler-Existenz beschränkt sich notgedrun-

gen auf freie Abende und aufs Wochenende.

Ein Foto. Letzter Schultag, 1961. Willi Keller sitzt auf seinem Bett, an der Wand über ihm Zeichnungen und erste eigene Gemälde, er zupft an einer Gitarre, lacht. Das Lachen wird ihm bald vergehen. Doch zunächst lässt sich der Weg in die Berufswelt gut an. Dass er etwas Künstlerisches machen will, liegt auf

Andreas Fagetti,
Lienz



«Ackerlandschaft», Öl auf Leinwand, 83 x 100

«Kind mit
Teddybär».
Bleistift
170 x 255 mm
1979



der Hand. Er besucht die Kunstgewerbeschule. Er will Grafiker werden. Gleich neben dem Schulhaus im Dorf liegt ein Grafikeratelier. Die Stifftin dieses Grafikers sagt zum jungen Keller: «Der nimmt keine Lehrlinge mehr, der hat die Nase voll.» Willi Keller versucht es dennoch. Er geht dem Grafiker jedes Wochenende zur Hand. Und bekommt die Lehrstelle. Aber schon nach einem Jahr ist es aus mit dem Traum. Es stellt sich heraus: Was er in der Lehre machen muss, ist Willi Keller zu oberflächlich, er will schliesslich Künstler werden. Er beendet die Lehre, gleichzeitig überwirft er sich mit seiner Familie und zieht aus. Er ist 18. Wovon soll er leben? Eine normale Stifftin kommt nicht in Frage. Als Grafikerlehrling hat er 40

Franken im Monat bekommen. Keller sucht und stösst schliesslich auf ein Inserat: Suchen Psychiatriepfleger. «Ich habe Menschen gern, ich habe gerne diskutiert und geredet. Und es versprach, nichts Oberflächliches zu sein.»

In der Psychiatrie

Mit der Kunst ist vorläufig nichts mehr. «Klar hab ich immer mal wieder gepinselt und gekritzelt.» Aber in diesem Moment stehen Existenzsorgen im Vordergrund. Willi Keller meldet sich in der Psychiatrischen Anstalt Schlössli in Öttwil am See. Er muss sich gleich vorstellen. «Ich hatte absolut keine Ahnung, was Psychiatrie bedeutet. Ich wusste einfach, dass ich mit psychisch kranken Menschen zu tun haben würde.» Ein

Pfleger holt den jungen Mann ab, bei dessen Familie wird er zu Tisch gebeten. Nachdem er seine Spiegeler verspeist hat, zeigt ihm der Pfleger die Anstalt. Die Eindrücke überumpeln den jungen Mann. Die Stimmung ist düster. «Das war fast noch Zwangsjacken-Psychiatrie», erinnert sich der Kunstmaler. Heute zählt das Schlössli zu den fortschrittlichsten Anstalten.

Keller muss die Stelle gleich am nächsten Tag antreten. Es gab Insassen, die immer in der gleichen Zelle hockten. Die Arbeit war hart. Von morgens sieben bis abends um halbacht. Und die Ledigen mussten Pickett schieben. Das hiess: Ab 21 Uhr im Pickett-Bett liegen. Keller war einer von zwei Ledigen. Das bedeutete, höchstens ein oder zwei Abende frei pro Woche. Tagsüber putzen. «Du bist immer mit dem Putzkübel rumgerannt.» Die Eindrücke beschäftigen ihn so sehr, dass er ständig unter Kopfschmerzen leidet.

Im Burghölzli

Drei Monate dauerte die Schlössli-Episode und hinterlässt bleibende Eindrücke. Willi Keller wechselt in die moderner geführte Psychiatrische Universitätsklinik Burghölzli, wo er seine Psychiatrielehre beendet und bis 1972 psychisch kranke Menschen pflegt. Nach dem Diplom verdient er 600 Franken. Damit schlägt er sich und seine Familie durch. Denn Keller und seine Jugendfreundin haben inzwischen geheiratet. 1964 wird der erste Sohn Dani geboren, ein Jahr später, 1965, kommt Norbert zur Welt. Die 68er-Unruhen kündigen sich an, auch in der Schweiz. «Ich habe mich genervt, wie mit den Demonstranten umgegangen wurde, habe mich aber nie als 68er gefühlt.» Politisiert ist Keller zu diesem Zeitpunkt noch nicht. Er muss den Unterhalt für eine vierköpfige Familie verdienen.

Ab 1969 zeichnet und malt er wieder intensiver. 1972 beginnt seine Frau eine Psychiatrielehre und be-

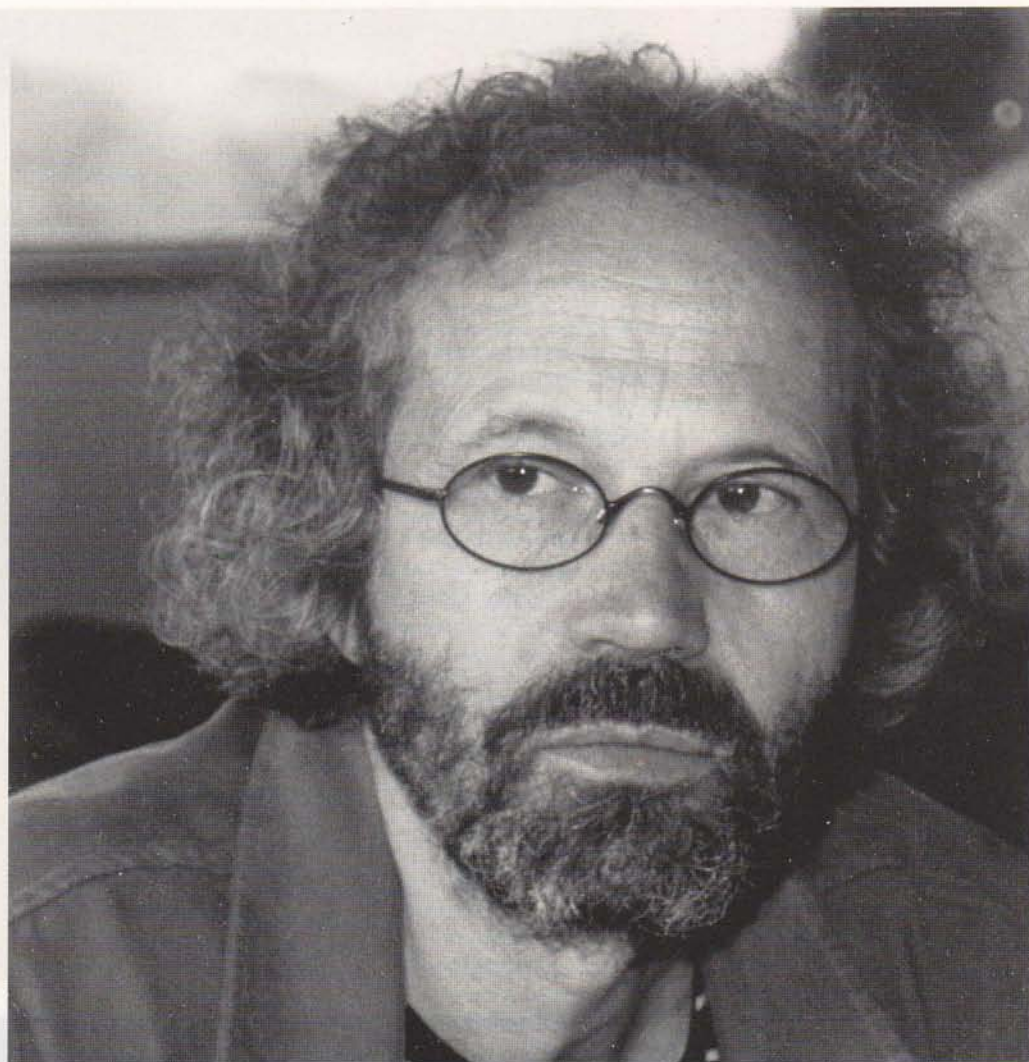
streitet den Familienunterhalt. Willi Keller wird Hausmann, kümmert sich um die beiden Buben und den Haushalt. Und er startet seine eigentliche Künstlerkarriere.

Die spontane Revolte

1916 treffen sich in einem Lokal im Zürcher Niederdorf der Schriftsteller Hugo Ball und seine Freundin Emmy Hennings, die Maler Arp, Richter und Janco, die Dichter Huelssenbeck und Tristan Tzara. Man schreibt den 2. Februar. Die Dada-Bewegung feiert mit einer literarischen Demonstration Premiere. In diesem «Cabaret Voltaire» findet eine spontane Revolte gegen den Rationalismus der formellen Kunstkonventionen statt. Die Dadaisten postulieren die Sprache der Seele als automatischen, unverfälschten Schöpfungsakt. Der Zufall im künstlerischen Prozess wird als Provokation eingesetzt, aber auch zur Aktivierung der Betrachter. Vor 1924, dem Jahr der Proklamation des Surrealismus, gehören viele Surrealisten dem Club der Dadaisten an. Und sie setzen fort, was Dada initiiert hat.

Willi Keller arbeitet sechzig Jahre nach Dadas Geburt, die «wie ein Gewitter über die Kunst jener Zeit» hereingebrochen war, in seinem Atelier in Zürichs Kreis 4. Rhizome von Dada und Surrealismus müssen ihn erreicht haben: Seine Arbeitsweise und auch die Resultate seiner künstlerischen Bemühungen erinnern an jene Kunstströmungen.

In diesen Jahren beschränkt sich Keller auf Schwarzweiss, aufs Zeichnen. Zumindest in dem, was er der Öffentlichkeit zeigt. Es entstehen zahlreiche Arbeiten in Tusche, Kohle, Bleistift. Auch Radierung und Lithografien. Zwei Werkkataloge – erschienen 1977 und 1980 – dokumentieren die künstlerische Entwicklung des Schaffhausers. Keller stellt rege aus: Von 1972 bis 1980 sind es 15 Ausstellungen – natürlich in Zürichs Galerien, aber auch in je-



Kunstmaler
Willi Keller,
Marbach

nen von Lugano, Zug oder Chur. Gegen Ende dieser Schaffensperiode bemerkt der Zürcher Kunstkritiker Peter Killer: «Nach wie vor vertraut Willi Keller der Technik der Zeichnung, dem Schwarzweiss, der Farbe der Nachwelt. Seit kurzem verspürt der Künstler den Wunsch, grössere Formate zu schaffen. Aus diesem Bedürfnis heraus sind nun einige wenige Arbeiten im Grenzbereich zwischen Malerei und Zeichnung entstanden, die auf Leinwand und teils in Spritztechnik ausgeführt sind.»

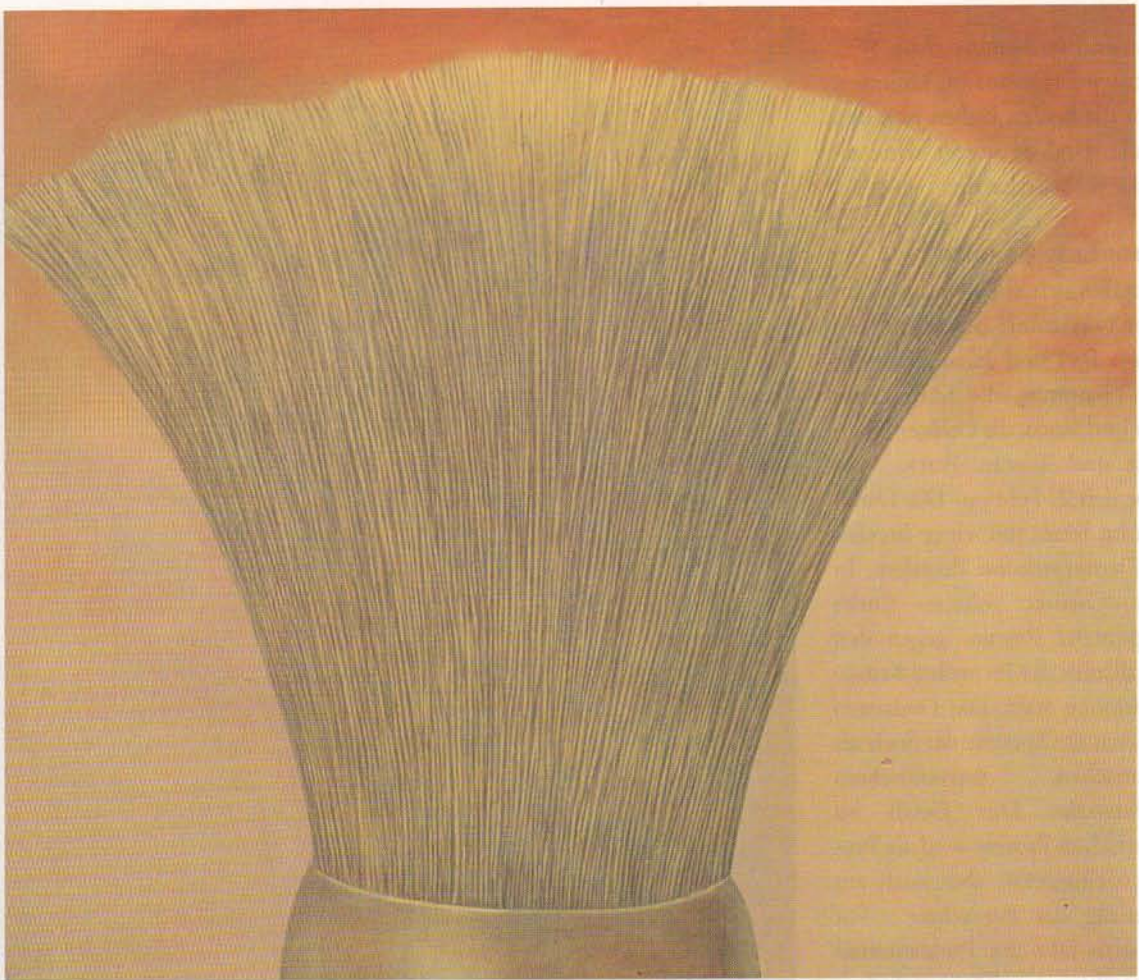
Der Zeichner

Der Zeichner setzt sich hin, seine Hand huscht über das Blatt, automatisch. Die Motive und deren Anordnung sind in kurzer Zeit festgelegt. Die Dinge, die so erscheinen, erscheinen nicht zufällig. «Was kommt, ist bestimmt, aber nicht rational», beschreibt Willi Keller den Entstehungsprozess. Keller vertraue

der psychischen Selbstbewegung, der Macht des Traums und des Tagtraums, schreibt Peter Killer. Wie in einem Fluss treibt der Zeichner inmitten von Träumen, Getriebenen, Fabelwesen und Halbmenschen, inmitten von Gewalttätern und Ehebrechern. Die zeitlichen, moralischen und naturgesetzlichen Grenzen sind aufgehoben, genauso die gewohnte räumliche Orientierung. Zum Tode verurteilt, Fischkuss, Tränenkanal Gottes, Gewalt und Leidenschaft, Blumenfresser, Tschüss Ulrike mach's gut, Seelenmörder: So heissen Blätter, die Keller in den siebziger Jahren produziert.

Es ist eine zutiefst pessimistische, mitunter eine apokalyptische Welt, die den Weg durch den Stift aufs Blatt sucht. Keller ist ein politischer Mensch, Keller ist ein kritischer Mensch, Keller ist ein getriebener Mensch. Bereits das Kind lassen die

«Pinsel»
Oel auf Leinwand
100 x 120



«Durchsicht»
Oel auf Leinwand
83 x 100



Bilder aus den KZs nicht los, die Skelettberge und das Ungeheuerliche jener Vorgänge im Dritten Reich, die unmenschlichen medizinischen Versuche, später der Vietnamkrieg. Aber auch tagesaktuelle Ereignisse (Tschüss Ulrike) spiegeln sich in seinem Schaffen. Keller ist ein wacher Zeitgenosse, der in seinen Bildern Geschichten erzählt. Seine Botschaften sind von allgemeiner Natur, allerdings durch einen komplexen persönlichen Code verschlüsselt, den zu knacken der Künstler dem Betrachter überlässt.

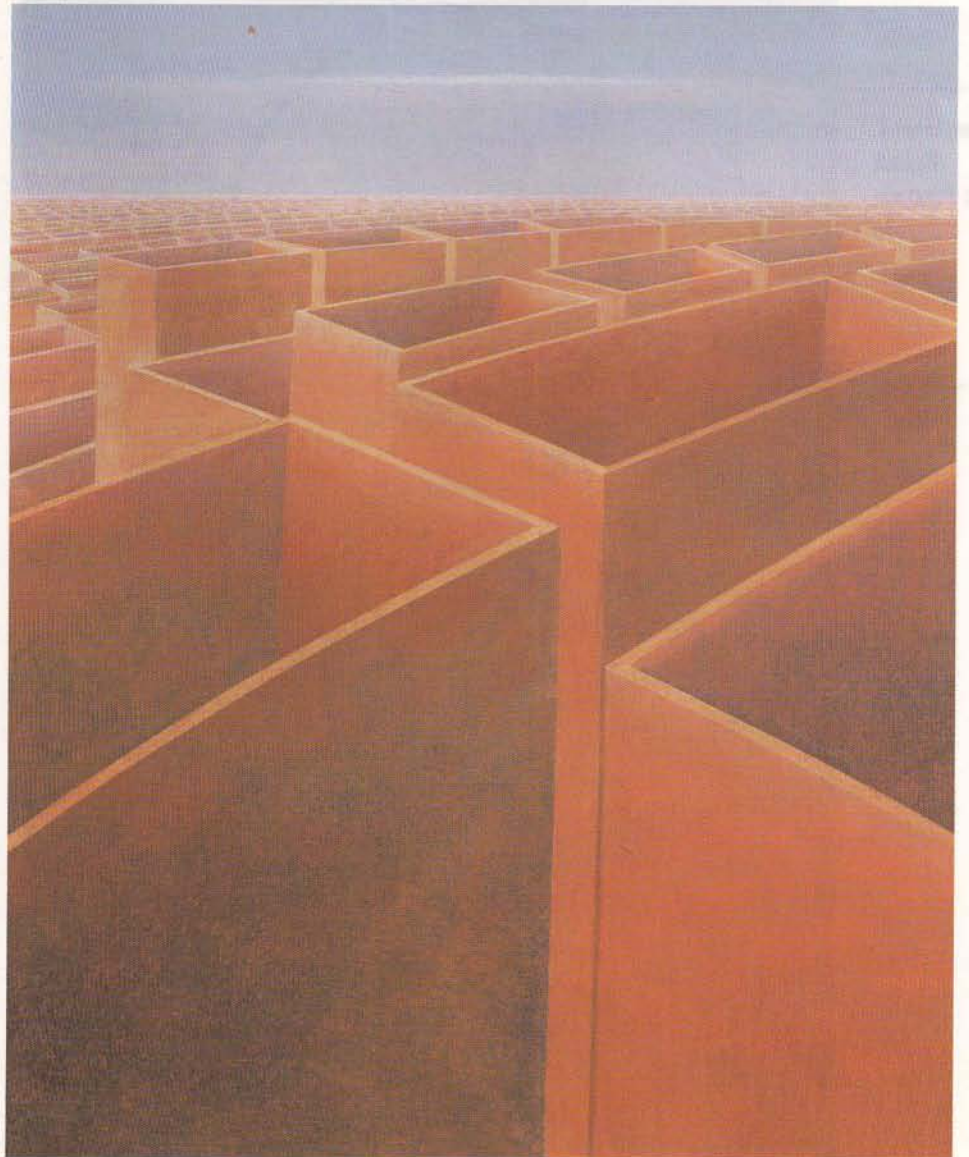
Die Bewegung

Während Keller sich um seine Kinder kümmert und als Künstler vorankommt, kündigen sich unter der Oberfläche der gediegenen Zürcher Gesellschaft unbemerkt Unruhen an, Zürcher Unruhen, Eruptionen, deren Erschütterungen die ganze Schweiz bewegen werden. Dann rätschts. Die Schweizer Gesellschaft ist perplex: Opernhauskrawall, Autonomes Jugendzentrum (AJZ), ein Sommer lang Demonstrationen, Züri brännt. Öffentliche Gelder auch für die alternative Jugendkultur wird von der Strasse gefordert, und zwar subito. Gefühle und Fantasie sind die Motoren der Bewegung. Willi Keller ist mitten drin in dieser Bewegung, örtlich, aber auch, weil seine beiden Kinder Dani und Norbert Bewege sind. Sie kämpften für ein AJZ. Der Vater stützt das Engagement der Söhne. «Es war eine sehr kreative und spontane Sache. Das war Leben pur. Die Aufbruchstimmung und dieses Subito habe auch ich empfunden.»

In Zürich habe sich alles nur um den Profit gedreht, die Kultur sei nur einseitig unterstützt worden. Opern und Operetten. Gepasst haben Keller jene nicht, die Scheiben einschlugen, aus Spass. «Es war eine

Bild oben: «Stengel in Vase»,
Oel auf Leinwand, 83 x 100

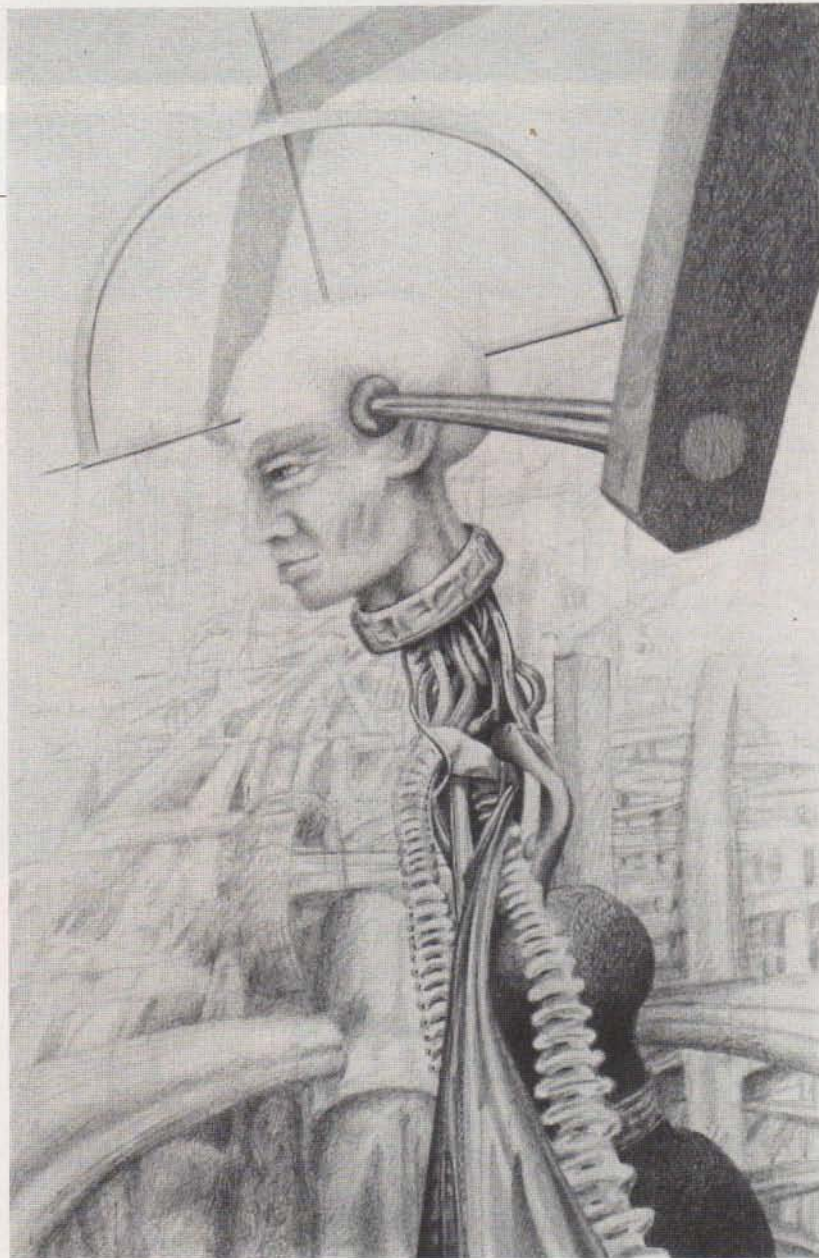
Unten: «Stadt», Oel auf Leinwand, 83 x 100



«Überfliegen».
Tusche
600 x 520 mm
1979



«Ewiges Leben».
Bleistift
190 x 290 mm
1979



kleine Gruppe von Autonomen, die der Sache nur schadete.»

Die unruhige Zeit erschüttert auch die Familie Keller: Dani befindet sich mit einem Kollegen auf einem Töff auf Spritztour Richtung Albisrieden, als das Unfassbare geschieht. Ohne gültiges Töffbillet, ohne Helm brausen sie über die Strasse. Ein Streifenwagen nimmt die Verfolgung auf. Die beiden Jugendlichen stürzen in den Tod. Der Dokumentarfilmer Richard Dindo hat das traurige Ereignis im Film «Dani, Michi, Renato und Max» (1987) aufgearbeitet. Der Film beschreibt das Klima einer kalten, «bleiernen» Zeit.

Keller hält nun nichts mehr in Zürich. Er zieht mit seiner neuen Lebenspartnerin 1982 nach Marbach, wo er eine alte Liegenschaft gekauft hat. Im Alleingang renoviert er zwei Häuser und baut einen Stall zum Atelier um. Er wird zum Ofenbauer, Elektriker, Zimmermann, Plattenleger, Maurer, Schreiner . . . Bauen sei für ihn in diesem Fall ein einmaliger Prozess gewesen wie das Malen eines Bildes, ein Prozess, der sich nicht wiederholen lasse und den er auch nicht wiederholen wolle. «Das würde mich langweilen.»

Die Suche

Willi Keller hatte die Malerei nie ganz aufgegeben, bloss zurückgestellt. In Marbach beginnt er Anfang der achtziger Jahre wieder ernsthaft mit der Ölmalerei. «Ich merkte aber, dass ich mit Ölfarbe im Grossformat nicht das Gleiche bringen konnte wie mit den Zeichnungen im Kleinformat.» Die Arbeitsmethode Automatismus funktioniert nicht mehr, die Ölfarbe wersetzt sich. Keller vermag zunächst nicht mehr mit der ihm gewohnten Leichtigkeit das in Bilder umzusetzen, was sich in ihm in Bilder transformiert. Der Künstler gibt nicht auf, tüfelt, bis er die gewohnte Methodik auch in der Malerei einsetzen kann. «Ich trug mit dem breiten Pinsel die Farbe



«Zerrissene Segel».
Tusche
600 x 540 mm
1979

ganz dünn auf und konnte ähnlich wie mit dem Zeichenstift, bloss von der Intuition geleitet, leicht und subtil arbeiten.» Die Themen sind wieder da. Aber das neue Medium bringt auch eine gänzlich andere Perspektive in Kellers künstlerische Arbeit.

Die Zeichnungen hatten Situationen sichtbar gemacht, mehr oder weniger eindeutig situierbare – politische, ökologische, persönliche. Es war die Aussensicht der Welt, wenn auch eine radikal subjektive. Mit den Gemälden wendet sich Keller ganz vom Erzählenden ab, das seinen Zeichnungen, Lithografien und Radierungen innewohnt. Die Gemälde sind Innenansichten, machen die Struktur der Psyche sichtbar. Und die abgebildeten Dinge stehen für sich. Schwebende Stoffe sind schwebende Stoffe, nicht mehr,

nicht weniger. Die Inhalte der Bilder sind nicht konkret fassbar, der Malprozess, die Strukturen rücken in den Vordergrund, die Malerei als solche in den Mittelpunkt.

Die Kontemplation

Kellers Bilder kippen, wenn man sich als Betrachter vom Vordergründigen löst, vom Konkreten ins Abstrakte – die Kakteen, der Fisch auf dem Teller, die gestürzte Vase und die Pflanzenstiele sind nicht das, was sie zu sein scheinen. Keller geht extrem nah an den Gegenstand heran oder nimmt Distanz ein. Nähe und Weite, Offenheit und Enge – dieses Gefühl erzeugt er im Betrachter, indem er den Horizont in den unwirklichen Landschaften öffnet, ihn verengt oder bloss andeutet. So wird die Perspektive aus einem Behälter auf ein Stück freien Himmels zur klaustrophobischen Erfahrung. Die

Haut wird zur Landschaft, die Landschaft zur Haut.

Die Inhalte sind nach wie vor da, als komplex chiffrierte Signale aus der Innenwelt. Aber nicht mehr plakative, wie dies in den Zeichnungen der sechziger und siebziger Jahre der Fall gewesen war. Es sind entrümpelte, klare und dennoch rätselhafte Bilder, die zur Kontemplation einladen. Und in diesem Zustand entstehen sie vermutlich auch.

Die Betrachter

Am Anfang des Malprozesses befindet er sich in einem extrem labilen Zustand. «Ich zeige niemals ein Bild, solange es im Entstehen begriffen ist.» Sobald aber das Bild geboren und ein Eigenleben entwickelt hat, lässt die Spannung nach. Dann dauert der Malprozess – bis zu einem Monat. Ist das Bild fertig gestellt, «gehört es den Betrachtern». Diese

«Kaktus»,
Oel auf Leinwand,
100 x 120



«Verstellte
Landschaft»,
Oel auf Leinwand,
83 x 100



sind Keller wichtig. «Das Schlimmste für mich ist, wenn ein Betrachter gar nichts sagt zu einem Bild.» Und auch die Diskussion mit den Ausstellungsbesucherinnen und -besuchern oder Sammlern schätzt er. «Erklärt eine Betrachterin, was sie beim Anblick eines Bildes empfindet, sehe ich es mit anderen Augen.»

Wie viele Künstler hat auch Keller Blumenbilder gemalt. Wenn er gefragt wird: Welche Blume hast Du vor Dir gehabt beim Malen, antwortet er: «Welche Blume ich vor mir habe, ist nicht entscheidend. Mir geht es um das Leben, das Wesen der Blumen. Für mich wäre es uninteressant, eine Blume vor mich hinzustellen und sie abzumalen.» Keller interessiert die Oberfläche der Erscheinung, das Licht, die Form, wie der Gegenstand zum Hintergrund steht, wie das Leben ins Bild kommt, das Wesen der Dinge. Um die Haut eines Kaktus zu malen, betrachte er gewiss keinen Kaktus. «Das Ledrige der Haut spürst du doch. Das hat jeder von uns wahrgenommen und gespürt, allerdings nicht bewusst.»

Über dem Talboden

Von Kellers Atelier aus schweift der Blick über das Rheintal. Weite in der Enge eines kleinen Dorfes. Der mittlerweile 57-jährige Künstler, der sich immer wieder auf die profane Welt eingelassen hat, lebt inzwischen zurückgezogen am Abhang des Rheintals, inmitten eines wild wuchernden Gartens. Die Rolle des abgehobenen Künstlers im Elfenbeinturm ist ihm allerdings fremd. Sein Rollenverständnis formuliert er knapp: «Du bekommst eine Begabung geschenkt. Dafür kannst du nichts. Also, warum soll ich mir darauf etwas einbilden?» Willi Keller sagt, er habe kaum gegrübelt und einfach gemacht. «Wenn Du anfängst, dann ergibt sich das meiste von selber.» Während er arbeite, würden sich so die meisten Probleme von alleine lösen. Dabei ist viel herausgekommen.